

**Rolf Zerfass**

## **Was gehen uns die an, die uns nichts angehen? Gemeindepastoral beginnt, um sich zu blicken**

Vor etwa 70 Jahren hat in den Vereinigten Staaten ein evangelischer Pfarrer die moderne Krankenpastoral, das „pastoral counselling“, erfunden.<sup>1</sup> Anton T. Boisen (1876-1965) war Seelsorger, musste aber wegen schizophrener Schübe periodisch in eine Nervenklinik. Dabei ging ihm auf, wie sehr das Krankenhauspersonal, aber auch die Seelsorger, an den Kranken vorbeiredeten, weil sie nicht wirklich wahrnehmen konnten, was sich im Kranken tut. So kam er im Blick auf die theologische Ausbildung zu der Überzeugung, dort lerne man zwar gründlich die schriftlichen Dokumente des Glaubens kennen, finde aber keine Anleitung dazu, „the living human documents of faith“ zu lesen, d.h. wahrzunehmen, was sich in den Lebensgeschichten der Menschen abspielt und welche Glaubenserfahrung uns aus einem schweren Schicksal entgegenkommt.

### **1. Seelsorger/innen fallen aus der Rolle – und kommen zu sich**

Von dieser entwaffnenden Einsicht Boisens angeregt, haben wir in Würzburg die Fortbildung für Seelsorger/innen 1998 zum Thema „Diakonische Pastoral“ so angelegt, dass als Einstieg in die Tagung Kleingruppen vorgesehen waren, in denen die Seelsorger/innen Gelegenheit hatten, mit einem „armen Menschen“ zu sprechen. Dazu hatten wir als Gäste eine Epilepsie- kranke, eine Rollstuhlfahrerin, einen Alkoholiker, eine psychisch kranke Frau, eine Trauernde, einen Blinden zusammen mit je einer ehrenamtlichen Begleitperson gewonnen und Moderatoren bestellt, die auf ein stilles, geschütztes Gesprächsklima achten sollten. Je 20 Minuten sollten der Frage gelten: Was hat sich in Ihrem Leben geändert, seit Ihr Weg durchkreuzt worden ist? (An die Adresse der Begleitperson:) Was hat sich bei Ihnen getan, seit Sie so nahe in Kontakt gekommen sind mit einem schweren Schicksal? Was sehen Sie heute anders? Wie geht Ihre Familie mit Ihrem Engagement um? (Schließlich wieder an die Adresse des/der Betroffenen:) Wie hat sich auf diesem Weg für Sie die Kirche dargestellt? War sie da? Wer war da?

Als wir uns nach dieser Stunde im Plenum wieder zusammenfanden – die Gäste bleiben ausdrücklich als Hörende dabei – lud ich die anwesenden Seelsorger/innen dazu ein, sich darüber auszutauschen, was sie in der letzten Stunde entdeckt hatten und woran wir in den nächsten beiden Tagen weiterarbeiten sollten. Hier ein paar dieser „Entdeckungen“:

- „Unser Blinder sagte: Ich möchte zur Gemeinde gehören. Mich verletzt, dass Sehende darüber urteilen, was ich als Blinder in der Gemeinde tun kann und was nicht. Blinde sehen mehr.“

- „Ich war verblüfft über die Ehrlichkeit und den Mut, mit dem der Alkoholranke von seinen Abstürzen und Rückschlägen sprach.“ „Wie ist das zu erklären, dass schweres Leid einen so offen, so furchtlos werden lässt?“<sup>2</sup>
- „Theologie hat vom Leben keine Ahnung.“
- „In unserem Kreis über Sterbebegleitung beklagte sich die anwesende Angehörige darüber, wie sehr sie sich durch die Fixierung des Geistlichen auf ihren sterbenden Mann in ihrem Leid als Trauernde übersehen und alleingelassen fühlte.“
- „Wo sind die Seelsorger?“
- „Wo sind die Behinderten in meiner Gemeinde? Ich schäme mich heute, dass ich mich im Frühjahr von einem Elternpaar so schnell überreden ließ, ihr behindertes Kind nicht mit unseren Kindern zusammen zur Erstkommunion gehen zu lassen.“
- „Ich habe heute gelernt: Alte Menschen brauchen keine Betreuung, sondern Treue und Freundschaft.“

Was war geschehen? Hier waren Seelsorger/innen aus ihrer Expertenrolle herausgetreten und zu Lernenden geworden; sie sprachen plötzlich nicht „wie ein Alter“, sondern wie ein Junger, dem Gott das Ohr aufgetan hat (vgl. Jes 50,4f); sie waren ganz offensichtlich in dem zurückliegenden Gespräch zu sich selbst, d.h. mit ihrer eigensten, innersten Berufung in Berührung gekommen. In ihren Äußerungen klang eine Menge Traurigkeit mit, dass ihnen solche Begegnungen – weiß der Teufel warum – in ihrem Seelsorgsaltag so selten geschenkt werden.

Ich erzähle von dieser Erfahrung, weil ich zu Anfang meines Beitrags ausdrücklich zu einem Perspektivenwechsel einladen möchte. Wenn wir die „Armen“ in den Blick bekommen sollen, von denen die Bibel spricht, und die Herausforderung und Chance wahrnehmen sollen, die von ihnen her auf uns zukommt, brauchen wir den Bodenkontakt, das Vis-à-vis, das Gegenüber: Gesicht zu Gesicht. Wie arm ein Mensch sein kann – und darin wie reich – kann ich nicht von höherer Warte aus bestimmen, sondern nur wahrnehmen, wenn ich ihm gegenüber sitze und erlebe, wie mir das, was er erzählt, die Sprache verschlägt, so dass ich selber ratlos und arm werde wie er.

Es ist schön, dass die deutsche Sprache das Wort „arm“ nicht nur im materiellen Sinn versteht. Wie die Wendungen vom „armen, alten Mann“, vom „armen Kind“ zeigen, gebrauchen wir das Wort „arm“ auch da, wo einer sich selbst nicht mehr helfen kann, das Steuer am Schiff seines Lebens nicht mehr führen kann, nicht mehr Subjekt seiner eigenen Lebensgeschichte ist. So sieht auch die Bibel den „Armen“. Deshalb ergreift Gott für ihn Partei (Ex 22,20-16).<sup>3</sup>

Die Begegnung mit den Armen macht uns sprachlos, denn wir können zwar noch eine Weile allerlei Ratschläge und Hilfsangebote machen, aber wenn wir damit am Ende sind, ist der Arme immer noch da mit seiner verkorksten Vorgeschichte, seinem verquerten Umfeld, seinen miserablen Erfahrungen, mit seiner Trauer über das, was er für immer aus seinem Leben verabschieden muss... Und in dieser Stille springt seine Armut uns selber an. Das ist die Stunde Gottes (in der Sprache der Bibel: der *kairos*). Aber wie oft bringen wir uns um die Chance, der Armut des anderen zu begegnen und daran zu wachsen, indem wir den allerplausibelsten Grund anmelden, uns aus dem Feld zu stellen: „Leider habe ich keine Zeit mehr; ich muss wieder gehen.“ Das ist der Grund, warum diakonische Pastoral im klassischen Rollenkonzept

der Seelsorge keine Chance hat; wir müssen diese Rolle verlassen, angesichts des fremden Leids „die Waffen strecken“ und „arm werden vor Gott“ (Mt 5,3).

## **2. Gemeindepastoral beginnt, um sich zu blicken**

Immerhin belegt das Erzählte, dass es unter Seelsorger/innen Erfahrungen im Umgang mit Armen gibt, die niemand wirklich missen möchte, von denen sich aber viele auf Grund ihrer Überlastung, ihres Zeitbudgets, ihrer Hektik in schlimmer Weise abgeschnitten fühlen. Dieses Gefühl der Ambivalenz ist fruchtbar, wenn wir ihm Raum geben. Denn es gibt Zeichen der Zeit, d.h. Signale Gottes dafür, dass eine diakonische Pastoral in unseren Gemeinden eine tiefe Resonanz findet. Die Gemeindepastoral beginnt, um sich zu blicken, und entdeckt ihre Armen. Denn außerhalb und am Rand der Kirchen gibt es eine hohe Solidarisierungsbereitschaft von Einzelnen und Gruppen – trotz und gegen den Gesamttrend zur Entsolidarisierung.<sup>4</sup> Diese neue „Kultur des Helfens“ wird nicht nur von der neueren Sozialarbeit wahrgenommen und im Konzept des „lebensweltlichen Ansatzes“ verfolgt, sondern inzwischen auch von unseren Bischöfen gewürdigt.<sup>5</sup> Dieser „lebensweltliche“ oder „sozialökologische“ Ansatz geht von der Einsicht aus, dass der Sozialstaat die Gesellschaft nicht sozialer gemacht hat; vielmehr wurde durch die Professionalisierung der sozialen Arbeit das soziale Gewissen aller, der Bürgersinn, das ehrenamtliche Engagement in falscher Weise entlastet, die von der Tradition vorgegebene Kultur des Helfens eher abgebaut und abgewertet. In dieser Perspektive bietet uns die Krise des Sozialstaates die Chance, die brachliegenden Ressourcen sozialer Hilfsbereitschaft im Alltag der Menschen neu wahrzunehmen, die ausgetrockneten Biotope sozialer Verantwortung wieder zu beleben. Wie schöpferisch das sein kann, beleuchtet ein Fallbeispiel aus Frankfurt:

„Frau Meier (fiktiver Name) lebt in einem citynahen Stadtteil von Frankfurt, ist Anfang 60 und leidet unter krankhaftem Verfolgungswahn. Seit Jahren lässt sie niemand mehr in ihre Wohnung. Die Caritas kennt Frau Meier schon länger, aber auch die Mitarbeiter der Caritas lässt Frau Meier nicht mehr in die Wohnung, weder für die tägliche Pflege noch für das Liefern von Essen. Warum? Sie hat Angst, dass sie von den Mitarbeitern während ihrer Dusche beklaut wird, dass das Essen, das die Caritas liefert, vergiftet ist. Frau Meier trinkt ihr tägliches Pensum Alkohol nebenan am Büdchen um die Ecke und ernährt sich mit Vorliebe von Sahnetorten im Café in der Seitenstraße. Ihr gesundheitlicher Verfall, ihre Verwahrlosung und die damit einhergehende Isolation führen zur Einschätzung, dass man ihr helfen muss. Ihr krankhaftes Misstrauen gegen jede fremde Person setzen der üblichen Pflege- und Sozialarbeit Grenzen. Die Einweisung in ein Heim ist die Form der Hilfe, die in solchen Situationen als angemessen und unter den gegebenen Bedingungen auch als professionell gilt. Die Sozialarbeiter der Caritas versuchen dennoch, eine andere Lösung für Frau Meier zu finden. Sie setzen sich mit den Personen in Verbindung, zu denen Frau Meier täglich Kontakt hat. Mit dem Mann im Wasserbüdchen und mit dem Personal vom Café. Und sie schildern den Leuten das Problem und fordern sie auf, über mögliche Lösungen nachzudenken. Ideen sind gesucht, die dort anfangen, wo die professionelle Routine eigentlich am Ende ist. Und nach einigen Gesprächen findet

sich eine Lösung: Nun liefert die Caritas das Essen auf Rädern täglich an den Kiosk ab, und der Betreiber kümmert sich darum, dass Frau Meier das Essen zu sich nimmt. Die Sache klappt, Frau Meier vertraut dem Mann, und die Cafésbesitzerin stellt die Personaldusche zur Verfügung und ist damit einverstanden, dass die Mitarbeiter/innen von der Caritasstation nunmehr die Grundpflege in der Personaldusche des Cafés vornehmen. Fazit: Frau Meier lebt weiterhin in ihrem vertrauten Umfeld, die Pflege und die Sozialarbeit werden flexibel in die Lebenswelt von Frau Meier eingebettet. Der Platz im Heim bleibt vorerst leer.“<sup>6</sup>

Es geht also darum, zur Solidarität anzustiften, statt Fürsorge zu organisieren.<sup>7</sup> In einigen deutschen Diözesen, z.B. in Aachen, Mainz und Limburg, wo die Caritas diesen Ansatz schon über einige Jahre verfolgt, ist es zu eindrucksvollen Projekten der Kooperation in sozialen Brennpunkten gekommen – zwischen den Sozialarbeitern der Caritas, Haupt- und Ehrenamtlichen der Pfarrgemeinde, ad hoc entstandenen Initiativgruppen und der Kommune – mit der beglückenden Erfahrung, dass alle miteinander weitegekommen sind; nicht nur die „Klienten“, sondern auch die kooperierenden „Helfer“ haben neue, ermutigende Erfahrungen gemacht – als Menschen, als Bürger und als Christen.

Gemeinden, die um sich blicken, verändern sich, sie entdecken, dass sie nicht nur sie selber, sondern auch die „Welt“, die Gesellschaft vor ihrer Tür ein Raum ist, in dem wahre Wunder geschehen, weil Gottes schöpferischer Geist tatsächlich weht, wo er will (Joh 3,8), weil auch die sogenannte „säkulare Wirklichkeit“ bereits vom Erbarmen Gottes unterfangen ist und genau dort, wo die Menschen hoffen und leiden, zusammenbrechen und aufstehen, das Reich Gottes herandrängt. „Die Mysterien finden im Hauptbahnhof statt“ (Joseph Beuys).

### **3. Diakonische Pastoral bringt uns wieder in die Balance und unsere Pastoral wieder auf den Kurs Gottes mit der Welt**

Wenn ich eingangs gesagt habe, als Christ könne man sich den Armen nur angemessen nähern, wenn man ihnen auf gleicher Ebene begegnet, so schließt das nicht aus, später einmal die Vogelperspektive einzunehmen. Was böte sich für ein Bild, wenn wir in die Landkarte eines Bistums oder eines Dekanats nicht nur die Pfarrgemeinden und die Caritaseinrichtungen eintragen würden, sondern alle Orte, an denen praktische Nächstenliebe geduldig und entschlossen geübt wird?! Was würden wir uns die Augen reiben, wenn wir sehen könnten, wo überall Gott unter uns seine Wunder tut, indem er Menschen anregt – ob sie es wissen wollen oder nicht – seinem Ratschluss zu folgen und jene „Zivilisation der Liebe“ (Paul VI.) aufzubauen, die Jesus uns vorgelebt und die er in der geheimnisvollen Chiffre vom „Reich Gottes“ in seinen Gleichnissen umschrieben hat! Wir würden aus solcher Vogelperspektive staunend wahrnehmen, dass Gott sich nicht für die Religion, sondern für die Menschen interessiert; dass nicht der Kirche, sondern der Welt Gottes Liebe gehört; dass also auch für uns nicht die Kirche im Mittelpunkt unseres Denkens stehen darf, sondern die Menschen, für die die Kirche da ist, von denen her sie sich selber definieren muss, wenn sie die Kirche Christi sein will.

Tatsächlich ist sie dies im Zweiten Vatikanischen Konzil getan und damit einen tiefgreifenden Perspektivenwechsel vollzogen. Denn, so kann man vereinfachend sagen, in den letzten 100

Jahren hatte sie sich angewöhnt, von sich her zu sagen, wer die Menschen sind; im Konzil hat sie gelernt, von den Menschen her zu sagen, wer sie selber ist.

Dies hat sich am markantesten im Schlusssdokument des Konzils, der Pastorkonstitution „Gaudium et spes“ (GS), durchgesetzt, dem originellsten Konzilsdokument, weil es vom ersten bis zum letzten Satz im Konzil selbst entstanden ist. Dort erklärt die Kirche sich nicht nur in Freude und Hoffnung, Trauer und Angst den Menschen von heute verbunden (GS 1), sondern entwickelt ihre eigene Sendung von dem her, was ihr als Kirche vorgegeben ist: die Berufung des Menschen durch Gott (GS 11). Darüber will sie mit der ganzen Menschheitsfamilie in einen Dialog eintreten (GS 3). „Der Mensch also, der eine und ganze Mensch, mit Leib und Seele, Herz und Gewissen, Vernunft und Willen steht im Mittelpunkt unserer Ausführungen“ und seine „hohe Berufung“ (GS 3). Gott ist es, der ihn ins Leben und damit zum Glauben und zur Liebe gerufen hat. Indem die Kirche ihm dieses Ziel vor Augen stellt, erschließt sie „dem Menschen gleichzeitig das Verständnis seiner eigenen Existenz, d.h. die letzte Wahrheit über den Menschen ... Diese frohe Botschaft nämlich verkündet und proklamiert die Freiheit der Kinder Gottes; sie verwirft jede Art von Knechtschaft, die letztlich aus der Sünde stammt; sie respektiert sorgfältig die Würde des Gewissens und seiner freien Entscheidung; unablässig mahnt sie dazu, alle menschlichen Talente im Dienst Gottes und zum Wohl der Menschen Frucht bringen zu lassen. Alle endlich empfiehlt sie der Liebe aller“ (GS 41).

Die Kirche ist also nur Kirche, wenn sie „exzentrisch“ ist, eine nicht mit sich beschäftigte, auf sich konzentrierte, sondern eine „dienende und arme Kirche“ (Johannes XXIII., Paul VI.). Die Kirche allein sieht sich dieser Aufgabe nicht gewachsen und bietet deshalb „der Menschheit die aufrichtige Mitarbeit der Kirche zur Errichtung jener brüderlichen Gemeinschaft aller an, die dieser Berufung entspricht ... willens, unter der Führung des Geistes des Trösters, das Werk Christi selbst weiterzuführen, der in die Welt kam, um der Wahrheit Zeugnis zu geben; zu retten, nicht zu richten; zu dienen, nicht sich bedienen zu lassen“ (GS 3). Von daher wird verständlich, dass sich in der Perspektive des Konzils die pastorale Aufgabe weit über das bisher den „Pastoren“ anvertraute Feld ausweitet. Nach dem grundlegenden Abschnitt über das Verhältnis der Kirche zu der Berufung des Menschen (GS 11-45) verhandelt das Konzil im zweiten Hauptteil (GS 46-90) die Förderung der Würde der Ehe und Familie (GS 47-52), die Förderung des kulturellen Fortschrittes (GS 53-62), die Probleme der Veränderungen im Wirtschaftsleben (GS 63-72), das Leben der politischen Gemeinschaft (GS 73-76), die Förderung des Friedens und des Aufbaus der Völkergemeinschaft (GS 77-90), um „allen Menschen unserer Zeit (zu) helfen, ob sie an Gott glauben oder ihn nicht ausdrücklich anerkennen, klarer ihre Berufung unter jeder Hinsicht zu erkennen, die Welt mehr entsprechend der hohen Würde des Menschen zu gestalten, eine weltweite und tiefer begründete Brüderlichkeit zu erstreben und aus dem Antrieb der Liebe in hochherzigem, gemeinsamen Bemühen den dringenden Erfordernissen unserer Zeit gerecht zu werden“ (GS 91).

Dies zwingt uns zu einer Neuvermessung des pastoralen Landkarte, mit der wir in der Seelsorge zu arbeiten gewohnt sind, und wir Pastoraltheologen haben uns in den letzten Jahren mit großem Ernst dieser Aufgabe gestellt. Zunächst hat man sich an das Orientierungsschema gehalten, das das Feld pastoralen Wirkens seit der Aufklärung nach den „drei Ämtern Christi“ (*Lehramt – Priesteramt – Hirtenamt*) zu ordnen suchte,<sup>8</sup> wie dies auch die Kirchenkonstitution

tut (LG 9-17) – mit dem bedeutsamen Akzent, dass nicht nur die Amtsträger, sondern das ganze Volk Gottes an diesen drei Ämtern Anteil hat.

Um dem auch terminologisch Rechnung zu tragen, hat die nachkonziliare Konzeption den Begriff „Amt“ durch den Begriff „Dienst“ ersetzt und das Dreierschema „Dienst am Wort – Gottesdienst – Bruderdienst“ eingeführt.

Bei genauerem Hinsehen stellen wir freilich angesichts dieser eleganten Transformation doch einige Fragen:

- Warum verändert sich die Reihenfolge? Inwieweit drückt sich darin eine Bewertung aus? Bei Reihungen kann das letzte Wort den Höhepunkt oder das Wichtigste meinen.
- Sind „Hirtenamt“ und „Bruderdienst“ wirklich austauschbar? Verschleiert die nachkonziliare Nomenklatur nicht den Sachverhalt, dass es eine hierarchische Ordnung in der Kirche gibt, indem sie suggeriert, der Hirtendienst sei nichts als Bruderdienst – während die Konflikte in der Kirche deutlich zeigen, dass das hierarchische Amt nicht daran denkt, sich einebnen zu lassen?
- Meint „Bruderdienst“ den Dienst an den Armen oder das brüderliche Miteinander innerhalb der Gemeinde? Auch diese beiden Wirklichkeiten sind nicht miteinander zu vermischen, wenn die Diakonie wirklich allen Menschen gilt, die ihrer bedürftig sind – ohne jede heimliche Rekrutierungsabsicht.

Diese Fragen sind ausführlich erörtert werden<sup>9</sup> mit dem Ergebnis, dass man sich in der Pastoraltheologie auf vier Grundvollzüge verständigt hat:<sup>10</sup>

- Der Dienst am Wort (*Martyria*) und der Dienst an den Armen (*Diakonia*) sind die beiden Grundvollzüge, in denen sich die Kirche als das Volk Gottes allen Menschen, der Gesellschaft insgesamt zuwendet, und zwar jeweils in einem breiten Spektrum: diakonisch wirkt sie sich ihren caritativen wie seelsorglichen Diensten; das Evangelium vermittelt sie von der offenen Bildungs- und Medienarbeit über Religionsunterricht und Katechese bis hin zur Verkündigung im öffentlichen Gottesdienst. Mit diesen beiden nach außen gewendeten Gesten der Kirche, in denen sich ihre Sendung (*Missio*) darstellt, korrespondieren die beiden Grundvollzüge, die der Sammlung (*Communio*) des Volkes Gottes dienen: durch den Aufbau lebendiger Gemeinden (*Koinonia*) und durch die Feier des Lebens inmitten der Bedrängnis (*Leiturgia*) im Gottesdienst.
- Jeder dieser Grundvollzüge hat sein spezifisches Profil, aber alle sind auch aufeinander verwiesen, in einem osmotischen Austausch zu denken.
- Nur alle Grundvollzüge gemeinsam lösen ein, was der Auftrag der Kirche ist: als Volk Christi zwischen Ostern und der Wiederkunft Christi den Verheißungen Gottes entgegenzugehen und dem Kommen Gottes in dieser Welt zu dienen. Davon redet Jesu Frohbotschaft (Mk 1,15) und als Zeichen für den Anbruch des Reiches hat er die Kranken geheilt (Lk 11,20; Mt 9,5), dazu hat er sich mit den Zöllnern und Sündern zusammengesetzt (Mt 9,10) und den Zwölferte berufen (Mk 3,14) und ausgesandt (Mt 10,7) und ihnen „das Reich vermacht“ (Lk 24,28). Erst im Verheißungshorizont der Gottesherrschaft gewinnen die Grundvollzüge der Kirche ein unverwechselbares, dem geschichtlichen Augenblick verpflichtetes und in die offene Zukunft Gottes drängendes Profil und

machen deutlich, dass die Kirche sich nicht selbst der Maßstab ist, sondern im Dienst am Reich Gottes steht.<sup>11</sup> So wirken alle vier Grundvollzüge – jeder auf seine Weise – mit an der Verwandlung unserer Welt in die „neue Schöpfung“, gedrängt und beflügelt von dem Geist Gottes, der zur Offenbarung der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes hindrängt (Röm 8,19-29).

- Von daher wird verständlich, dass die Kirche im Glauben dort am meisten gefordert ist und selber im Gehorsam gegenüber dem Drängen des Geistes wächst, wo sie sich den Herausforderungen des Heute am mutigsten stellt. Dies ist gewiss für jeden einzelnen Christen in jeder Phase seiner Biographie eine andere Herausforderung, und Entsprechendes gilt auch für die einzelnen Gemeinden und Ortskirchen in ihrem politischen, kulturellen und sozialen Kontext. Dies haben nicht zuletzt die Diskussionen um die Inkulturation des Evangeliums auf den großen kontinentalen Bischofssynoden der letzten Jahre gezeigt.
- Für unsere Verhältnisse im deutschsprachigen Raum gehörten zu dieser „vordersten Front“ der Auseinandersetzung um das Kommen Gottes jene Bereiche, in denen die Kirche sich am unmittelbarsten den offenen Fragen der Gesellschaft stellt. Dies ist besonders dort der Fall, wo sie sich auf die gesellschaftlichen Notlagen einstellt, also im Caritasbereich, und andererseits, wo sie die intellektuellen Herausforderungen der Gesellschaft annimmt, d.h. im Bildungsbereich (Schulen, Akademien, Universitäten). Dort ist sie ja auch aufgrund unserer besonderen geschichtlichen Entwicklung am stärksten von der Gesellschaft angefordert und akzeptiert.

Wie jedes Modell und jede Landkarte kann auch dieses Schema die Wirklichkeit nicht angemessen abbilden und ist insofern missverständlich bzw. nur bedingt nützlich. Immerhin macht es deutlich, dass wir uns als Kirche nur von der Welt her verstehen können, zu der wir gesandt sind; dass also unser Evangelisierungsauftrag „in der Tat die Gnade und die eigentliche Berufung der Kirche ist, ihre tiefste Identität“ (Paul VI., Evangelii Nuntiandi 14). Die Kirche ist nur, indem sie wird (Karl Rahner). Sie wird umso lebendiger, je mutiger sie sich dem Übergang von heute nach morgen aussetzt, in dem die Menschen stehen, zu denen sie gesandt ist. „Die Evangelisierung der Welt, ihr Heil, ist der eigentliche Beruf der Kirche. Sie strebt immerfort zur Welt hin wie die Flamme zum Stroh.“ (12) Von daher wird die Vision Johannes XXIII. von einer „dienenden und armen Kirche“ plausibel. Nur wenn ihre Pastoral insgesamt diakonische Züge zurückgewinnt, ist die Kirche im Lot. Deshalb ist die Option für die Armen ein Weg, uns selber wieder in die Balance und unsere Pastoral wieder auf den Kurs Gottes mit der Welt zu bringen. Bleibt nur die Frage, in welchen Teilschritten diese Option in der Gemeindegearbeit und in der Bistumspastoral konkret zur Geltung gebracht werden kann.

#### **4. Diakonische Pastoral hat sehr prägnante Voraussetzungen; ohne deren Beachtung bleibt sie eine schillernde Seifenblase**

Soll diakonische Pastoral mehr sein als eine fromme Absicht, muss sie von außen wahrnehmbar sein, d.h. sich durch ein spezifisches Profil von der bisherigen Praxis unterscheiden (lassen). Ein prägnantes Beispiel dafür haben 40 Bischöfe geliefert, als sie wenige Tage vor dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils, am 16. November 1965, in der Domitilla-Katakombe in Rom zusammenkamen, um gemeinsam ein Gelübde abzulegen, nach ihrer Rückkehr in ihre Diözesen ihren persönlichen Lebensstil an den Armen auszurichten und auf alle Insignien der Macht zu verzichten.<sup>13</sup> Sie waren entschlossen, Zeichen zu setzen.

Eine diakonische Pastoral wird nicht wahrgenommen werden, wenn sich nicht zwischen die etablierten Handlungsfelder der klassischen Dreiämterlehre sowohl auf der Gemeinde- als auch auf der Bistumsebene das diakonische Handlungsfeld schiebt als ein Element der Pastoral selbst (und nicht nur als ein Apparat, der neben ihr als „Caritasverband“ operiert). Die Frage heißt: Welche Rolle spielt der Caritasausschuss in unserer Gemeinde laut Auskunft der Protokolle des Pfarrgemeinderates? Wird er nur als Spielwiese geduldet, oder setzt er Themen auf die Tagesordnung? Welche Rolle spielt der für die Caritas zuständige Domkapitular in der Leitungskonferenz des Bistums? Ohne eine überzeugende personelle und institutionelle Repräsentanz der Diakonie in der Pastoralstruktur selbst wird alles beim Alten bleiben.

Andrerseits geht es um mehr als ein bloßes Nebeneinander. Diakonische Pastoral meint einen pastoralen Stil, der, ausgehend vom Handlungsfeld Diakonia, in allen Handlungsfeldern und auf allen Ebenen der Kirche Gottes Option für die Armen aufleuchten lässt. Wie kann er sich entwickeln? Was und wer kann ihn befördern (bzw. sabotieren)? Es geht um einen Wandel der pastoralen „Kultur“ im Spannungsfeld zwischen „dem Menschen“ (seiner Not, seiner Lebensgeschichte, seiner Berufung, seiner Sehnsucht) und dem „Sabbat“ (d.h. der Ordnung, dem Heiligen, der Überlieferung, dem Prinzip). Diakonische Pastoral tritt ganz ruhig und selbstverständlich an die Seite des Menschen, wie Jesus das tut (Mk 2,27-3,5), wohl wissend, dass sie damit unausweichlich in Konflikte gerät (vgl. die prompte Reaktion Mk 3,6). Im Evangelium entwickelt sich dieser Konflikt zwischen Jesus auf der einen und den Führern Israels auf der anderen Seite. Beim Jünger Jesu in der Führungsverantwortung der Kirche stellt es sich als ein echtes Dilemma dar. Es durchzieht die gesamte innerkirchliche Diskussion um die Option für die Armen. Gelingt es den Leitungsverantwortlichen in der Kirche wirklich, die diakonale Option in alle übrigen Handlungsfelder der Pastoral hineinwirken zu lassen (und dies ist ihre spezifische Verantwortung als Leitungsfiguren), müssen sie mit Irritationen und Widerstand rechnen, bis sich der Segen erweist, der auf der Option für die Armen ruht:

*„Wenn du der Unterdrückung bei dir ein Ende machst,  
den Hungernden dein Brot reichst  
und den Darbenden satt machst,  
dann geht im Dunklen dein Licht auf,  
und deine Finsternis wird hell wie der Mittag...  
Du gleichst einem bewässerten Garten,*



*einer Quelle, deren Wasser niemals versiegt.“*

(Jes 58,9-11)

Bis dahin wird es Widerstand geben und die Leitungsverantwortlichen werden ihn nur durchstehen können, wenn sie als Menschen – und sei es nur für einen schmalen Spalt – unmittelbaren Kontakt zur Lebenswelt der Armen bewahren. So dürfte der entschlossene Einsatz von Bischof Franz Kamphaus für den Verbleib der kirchlichen Schwangerschaftskonfliktberatung im staatlichen System darauf beruhen, dass er nicht nur mit den 26 Beraterinnen der Beratungsstellen seines Bistums, sondern – wohl als einziger deutscher Bischof – auch mit 24 betroffenen Frauen ausführlich in bis zu einstündigen Einzelgesprächen deren Geschick an sich herangelassen hat.

Die Lebensgeschichte und die Lebenswelt der Menschen ist der Ort des Leidens und allen Erbarmens. Betroffenheit (im Sinne der Solidarität, zu der sich die Pastoral konstitution in ihrer Einleitung bekennt) entsteht hier, oder überhaupt nicht. „Die Glut kommt von unten.“ Darum führt der Weg der diakonischen Pastoral immer nach unten (Phil 2,6-11). Nur wenn sie diesen „heißen Draht“ nach unten behalten, wird es den Amtsträgern gelingen, das diakonale Handlungsfeld mit den übrigen Handlungsfeldern der Pastoral zu „vernetzen“ – und dies ist ja ihre ureigenste Leitungsverantwortung.

Auf der Gemeindeebene heißt dies: wahrnehmen und würdigen dessen, was von den diakonisch engagierten einzelnen und Gruppen in der Gemeinde getan wird. Dies muss zwar – aus Respekt vor den Betroffenen – mit der nötigen Diskretion geschehen, sollen diese nicht in ihrem unmittelbaren Lebenszusammenhang bloßgestellt werden. Aber dass es ein soziales Engagement in der Gemeinde gibt, welche Koalitionen es mit anderen hilfreichen Instanzen (ökumenisch wie sozialpolitisch) eingeht, muss ins Bewusstsein der Gemeinde gerückt, muss von ihrem Gebet unterstützt und in ihrem Dank vor Gott laut werden. Ebenso müssen die, die sich für die Armen engagieren, in den Konflikten, die sie unausweichlich geraten, die Rücken- deckung, das Gehör und die Unterstützung des Pfarrgemeinderates erhalten.

Dabei wird der regionalen Ebene, wie sie derzeit unter dem Stichwort „kooperative Pastoral“ deutlicher in den Blick genommen wird<sup>14</sup> eine besondere Bedeutung zukommen. Soziale Brennpunkte sind milieuspezifische Notstände, die den Rahmen der Einzelgemeinde sprengen und auch nur durch ein Zusammenspiel privater, kommunaler und kirchlicher Kräfte in eine konstruktive Dynamik überführt werden können. Solche an der Not der Menschen orientierte Kooperation ist eine Gestalt der Evangelisierung, der Inkulturation des Evangeliums in ein konkretes Milieu, aus der alle Beteiligten verändert hervorgehen werden.<sup>15</sup>

Auch hier gilt: nichts von oben installieren, sondern die vorhandenen Motivationen, Visionen, Erfahrungen, Ressourcen abrufen und bündeln, Betroffene beteiligen. So wird keine Mehrarbeit entstehen. Alle Beteiligten profitieren aufgrund der Synergieeffekte: *more for less*. Gerade die Zusammenarbeit mit allen Menschen guten Willens macht die Kirche zu einem „Brief Christi, für jedermann lesbar“ (2 Kor 3,3).

Auf der Bistumsebene müssen Seelsorgeamt und Caritasverband die Kräfte bündeln, statt sie zu splitten. Gemeinsame Fortbildung der Haupt- und Ehrenamtlichen für Gemeindepastoral und Caritasarbeit bringt eine Quelle wechselseitiger Hilfe und Beratung (Supervision) ans

Sprudeln (Jes 57,7-11). Strategische Schlüsselbedeutung kommt den Dekanaten zu; berufsbegleitende Qualifizierung der Dekane und langfristige Personalentwicklung für diese Ebene der Bistumspastoral ist unersetzlich auf dem Weg zu einer „pastoral de conjunto“ (Medellin). Das letzte Wort soll Ulrich Bach haben, der langjährige evangelische Behindertenseelsorger, der selbst seit dem 21. Lebensjahr im Rollstuhl sitzt. Er vermag die Sorge aus unserem Herzen zu vertreiben, diakonische Pastoral sei eine heillose Überforderung. *„Was wir können und was wir nicht können – das alles gehört uns gemeinsam. Und für uns miteinander wird es auch reichen.“*<sup>16</sup>

### **Anmerkungen:**

Anmerkung 1: D. Stollberg, *Therapeutische Seelsorge. Die amerikanische Seelsorgebewegung.* München 1969, 163-191.

Anmerkung 2: Im Verlauf der weiteren Tagung bekannten sich auch zwei Priester dazu, alkoholkrank zu sein.

Anmerkung 3: R. Zerfaß, *Für uns Menschen. Predigten zum Lesejahr A,* Düsseldorf 1992, 159-162.

Anmerkung 4: Die Arbeitsgemeinschaften dieser Tagung sind dafür das beste Beispiel.

Anmerkung 5: Vgl. das Papier der Kommission XIII der Deutschen Bischofskonferenz „Caritas als Lebensvollzug der Kirche und als verbandliches Engagement in Kirche und Gesellschaft“ (Mai 1999).

Anmerkung 6: H. Manderscheid, *Solidarität stiften statt Fürsorge zu organisieren: Was soziale Dienste leisten können, wenn sie alte Zöpfe abschneiden,* in: *Publik-Forum* vom 19. Dezember 1997.

Anmerkung 7: „Solidaritätsstiftende Arrangements setzen auf soziale Ressourcen bei den Klienten, im Stadtteil und bei den Gewinnern. Bei jeder Zusammenarbeit wird solidarischer und ökonomischer Mehrwert geschaffen.“ (Manderscheid a.a.O.)

Anmerkung 8: Diese Lehre geht freilich nicht auf die Urkirche zurück, sondern auf Calvin, der sich als Reformator genötigt sah, ein neues Konzept kirchlicher Praxis zu umreißen; vgl. L. Ullrich, *Ämter Christi,* in: *LThK I,* 561-563.

Anmerkung 9: Vgl. D. Wiederkehr, *Grundvollzüge christlicher Gemeinde,* in: L. Karrer (Hg.), *Handbuch der praktischen Gemeindegearbeit,* Freiburg 1990, 15-21.

Anmerkung 10: R. Zerfaß, *Die kirchlichen Grundvollzüge – im Horizont der Gottesherrschaft,* in: *Konferenz der bayrischen Pastoraltheologen (Hg.), Das Handeln der Kirche in der Welt von heute. Ein pastoraltheologischer Grundriss,* München 1994, 32-50.

Anmerkung 11: Dazu ausführlich Zerfaß a.a.O. 38-44-

Anmerkung 12: M. Delbrel, *Wir Nachbarn der Kommunisten, Einsiedeln* 1975, 123.

Anmerkung 13: E. Klinger, *Betreuungspastoral, Mitgliederpastoral oder Sozialpastoral?,* in: *imprimatur* 31 (1989), 117-125.

Anmerkung 14: Vgl. das Themenheft „Kooperative Pastoral“, in: *Bibel und Liturgie* 71 (1998), 81-173.

Anmerkung 15: T. Abel, Miteinander leben und Hoffnung teilen – diakonische Pastoral mit Gruppen, Würzburg 1994.

Anmerkung 16: U. Bach, Dem Traum entsagen, mehr als ein Mensch zu sein. Auf dem Weg zu einer diakonischen Kirche, Neukirchen-Vluyn 1986, 29.

*Aus:*

*Walter Krieger, Balthasar Sieberer (Hg.), Caritas – Dienst an Mensch und Gesellschaft, echter Verlag Würzburg 1999*